Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 3 — Sonntag den 20. Januar — 1907

Starke Liebe.

(1. Fortsetzung.)

Roman von Anna von Krane-Düsseldorf.

(Nachdruck verboten.)

II.

Es war ein goldsonniger Septembertag und meine Arbeit war erfolgreich gewesen. Nach manchen vergeblichen Versuchen hatte ich mit meinen Arbeitern das Grab eines Häuptlings eröffnet und wir suchten uns die Wege zu einer neuen Ruhestätte zu bahnen. Wir hatten unsern Imbiß aus der Faust gegessen, weil wir alle zu sehr in unsere Entdeckung vertieft waren, nun aber, so gegen drei Uhr nachmittags, trat eine gewisse Erschlaffungspause ein. Meine Leute lagerten sich auf dem Gras und streckten sich behaglich nieder, in Erwartung des Kaffees, den sie bald von Kindern und Anverwandten gebracht bekämen, und ich ging nach dem nahen Bauernhof, um mir etwas Milch zu erbitten. Als ich längst des Plankenzauns wanderte, der den Obstgarten von den Feldern trennte, wurde ich plötzlich angerufen.

„Graf Aldringen! Ach, bitte auf einen Augenblick!“ Ich zog den Hut und stellte mich Fräulein Hoffmaier zur Verfügung. Sie blickte über den Zaun. „Dürfte ich Sie um eine große Gefälligkeit bitten? Kann ich Ihnen Rudolfine auf ein Stündchen anvertrauen? Meine Migräne, die ich durch den Spaziergang hier heraus zu heilen gedachte, ist nämlich so arg geworden, daß ich mich unbedingt eine Zeitlang hinlegen muß, wenn ich überhaupt wieder nach Haus kommen will! Frau Attacher ist mit den Kindern über Feld, da sie nichts von unserm Kommen wußte, ich kann Rudolfine nicht allein lassen — würden Sie sich ihrer wohl annehmen, bis ich mich notdürftig erholt habe?“

„Natürlich!“ versetzte ich und fragte, ob ich die Kleine nach meinem Wirkungsfeld mitnehmen dürfe, was mir, in Anbetracht der Umstände, gütigst erlaubt wurde. Dann ging ich zum Obstgarten, meinen Schützling in Empfang zu nehmen, der unbeweglich zwischen seiner Erzieherin und dem Bauer stand, der Fräulein Hoffmaier eifrig zuredete, sich ein Krautblatt auf den Kopf zu legen, weil das sehr gut sei für derlei Schmerzen.

Die Dame mußte wirklich sehr angegriffen sein, denn sie nahm ohne Widerrede das steife, saftgrüne Blatt, das ihr der freundliche Mann reichte, und ging damit nach dem Hause, wo er ihr ein Zimmer zur Verfügung stellte. Rudolfine und ich blieben im Obstgarten nebeneinander stehen, wie Hänsel und Gretel im Wald, ein wenig überrascht und verlegen, bei dem Zufall, der uns so aufeinander angewiesen hatte. Wir hielten uns an den Händen, weil ich die Kleine unwillkürlich fest gefaßt hatte, als sie mir anvertraut wurde, und sie nicht den Mut fand, ihr Pfötchen wegzuziehen. So standen wir zusammen, bis ich mich ermannte und ihr vorschlug, ein Glas Milch zusammen zu trinken, ehe wir aufs Feld hinaus gingen. Unterwegs suchte ich der Kleinen den Zweck meiner Ausgrabungen klar zu machen und fand zu meinem Staunen, daß ihr mehr Wissensstoff eingetrichtert worden war, als ich bei einer Zehnjährigen für möglich hielt. Sie sprach über Steinzeit und Bronzezeit wie ein Lexikon und sah dabei so altklug aus, als sei sie selbst ein ausgegrabenes Altertümchen. Als wir aber an die Wiese kamen, wo meine ausgegrabenen Schätze lagen, hatte sie wenig Sinn dafür, sondern fragte nur: „Darf ich Blumen pflücken?“

„O gewiß, wenn du dein Kleidchen nicht schmutzig machst dabei!“ sagte ich, ein wenig ärgerlich über ihren Mangel an Altertumsinteresse. Sie aber ging mit dem Eifer eines freigelassenen Gefangenen an die Arbeit des Blumenpflückens, und ich hielt sie für beschäftigt genug, um zu meinen Arbeitern gehen zu können. Es galt jetzt, einige Bodenschwierigkeiten zu überwinden und wir hatten eine lange Beratung, ehe die Arbeit in Angriff genommen wurde. Ich legte selbst mit Hand an und vergaß meinen Schützling dabei aufs gründlichste. Endlich fiel mir das Kind wieder ein und ich eilte, nach ihm zu sehen. Ich hörte es singen und ging dem feinen Grillenstimmchen nach, bis ich es fand. Da hatte sich das Mädchen unter einem Haselgebüsch ein regelrechtes Stilleben aufgebaut und saß seelenvergnügt davor.

Meine ausgegrabenen Schalen und Töpfe standen in Reih und Glied, mit Zeitlosen, blassen Skabiosen und goldgelben Kamillen gefüllt, von leichten Gräsern umzittert. Etwas höher lag der Schädel, den Rudolfine unter der Decke hervorgestöbert hatte, mit einem dicken Kranz von Laub und Blumen geschmückt. Er schaute mit den leeren Augenhöhlen auf die Gefäße, die man ihm dereinst zur langen Ruhe mitgegeben hatte, die klare Herbstsonne umspielte ihn wieder und die feinen Marienfäden zogen durch die Luft, genau so wie vor vieltausend Jahren, als der Krieger sich noch des süßen Lebens erfreute. Rudolfine aber hockte ein wenig tiefer auf dem kurzen sonnendurchwärmten Gras, hatte ihre zwei dunklen Zöpfe in den Händen und legte sie bald um den Kopf, bald kreuzte sie sie unter dem Kinn, bald ließ sie sie lang hängen, während sie selbsterfundene Melodien, mit selbsterfundenem Text dazu sang. Noch scheint die Sonne, die Blumen blühn, bald kommt der Winter mit Schnee und Eis! Das schien mir der Hauptinhalt dieser Improvisationen zu sein. „Das ist ja schön, daß du dich so gut unterhältst!“ sagte ich nähertretend.

Sie lächelte mich an. „Habe ich nicht fein aufgeräumt, Onkel Stephan!“

„O prachtvoll! Aber ist dir denn gar nicht bang gewesen vor dem Totenschädel da?“

„Bang — vor dem? Warum denn? Der tut einem ja nichts! Das ist nur ein Stückchen von einem toten Menschen!“

„Eben deshalb fürchten sich manche Leute davor!“

„Solche Leute haben keine genügende wissenschaftliche Bildung, sagt Fräulein Agathe.“

Ich setzte mich neben die kleine Professorin aufs Gras und sah sie scharf an. „Also fürchtest du dich vor gar nichts?“ fragte ich sie.

Sie senkte den Kopf: „O doch — doch —“ sprach sie zögernd — „aber das sind ganz schreckliche Sachen!“

„Was denn für Sachen, kleine Dolfi?“

„Woher weißt du, daß ich Dolfi heiße, Onkel Stephan?“

„O, das haben mir die Grillen vorgezirpt und die Vögel zugesungen! Aber nun sag mal schön, vor was du dich fürchtest!“

„Willst du es auch keinem wiedersagen, Onkel Stephan?“

„Gewiß nicht! Hier meine Hand darauf!“

Sie sah sich scheu um und flüsterte mir dann ins Ohr: „Ich fürchte mich so entsetzlich vor dem Dunkeln und — und noch viel mehr fürchte ich mich, wenn Fräulein Agathe ihre bösen Augen macht! Das ist zu gräßlich!“ Bei diesen Worten lief ein solcher Entsetzensschauer durch die zarte Gestalt des Kindes, daß es mir leid tat, von diesen Sachen gesprochen zu haben. Ich lenkte daher das Gespräch auf andere Bahnen.

„Der alte Krieger da, kann sich freuen, daß du ihn so schön geschmückt hast!“

Rudolfine sah mich mit Interesse an: „Wer war es denn im Leben?“ fragte sie.

„Jedenfalls ein tüchtiger Kerl! Sieh mal diese Armspange, die ist für dein Köpfchen als Krone noch zu weit und die trug er am Oberarm! Und sieh hier die Trümmer seines Schwertes!“

„Das ist schön! Erzähle weiter, Onkel Stephan. Du weißt gewiß mehr von ihm.“

„Leider nicht, mein Kind! Ich bin nur ein Suchender, der aus Stücken und Trümmern die Vergangenheit zu erraten sucht! Dieser Tote da lebte zu einer Zeit, da man die Schrift noch nicht kannte. Sein Name ist vergessen wie sein Leben, ja wie Name und Leben seines ganzen Volkes!“

Es war sonderbar, daß ich mit einmal diesem Kind gegenüber in eine Sprache verfiel, die ich einem Erwachsenen gegenüber gebraucht haben würde, aber wie ich so in der sonnendurchzitterten Luft des Herbstes im Grase lag und zu dem schlanken Persönchen aufsah, kam sie mir nach und nach gar nicht mehr wie ein Kind vor. Die tiefsten Augen, der feine, schmerzliche Mund, der nicht wußte, was ein Kuß war, das ganze blasse Gesichtchen, längs dem die schwarzbraunen Zöpfe niedergingen, um über die unschuldige Brust zu fallen, die sich kaum noch unter dem

weißen Kleidchen andeutete — all das gehörte keinem Kind an, aber auch keinem Weib im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Es war eine Art von Märchenwesen, wissend und doch unschuldig. Weib und doch Kind, das mich da ansah, in dieser einzig stillen, goldenen Stunde.

„Also auch seinen Namen weiß keiner mehr!" sagte das Kind traurig. „So ganz und vollständig kann ein Mensch vergessen werden?"

„Er hat gelebt, Rudolfine, und ein schönes, freies Mannesleben geführt! Was soll ihm da das Erinnern Spätgeborener, die es lange nicht so gut haben wie er!"

Rudolfine kreuzte die Arme über den Knien, ihre Augen sahen unbeschreiblich traurig aus und doch entdeckte ich mit einem Mal, daß sie nicht ganz schwarz waren, sondern einen goldbräunlichen Schimmer um die Pupille herum hatten. „Es freut mich doch," sagte sie vor sich hin, „daß ich ihm freundlich sein durfte, ehe er ins Museum kommt und ein Zettelchen angeklebt kriegt," und dann fing sie plötzlich an, alte Volkslieder mit ihrem silbernen Stimmlein zu singen. Der Klang ging weich durch die um uns spielende Luft in den großen Abendfrieden hinein. Gedämpft nahm ich die zweite Stimme auf, und so sangen wir von Freud und Leid, von Trennung und Wiedersehen, vom Winterschnee und der schönen Sommerszeit, wie es die Seele des Volkes gedichtet und gesungen hat seit hundert und aberhundert Jahren, weil das Menschenherz ja stets das gleiche bleibt in seinem Denken und Empfinden.

Wir merkten dabei gar nicht, daß sich uns Schritte nahten, bis mit einem Male ein schwerer Schatten auf uns fiel und eine harte Stimme sagte: „Sie sind wirklich zu gütig, Graf Aldringen, sich so um die Kleine zu bemühen! Du hast doch nicht falsch gesungen, Rudolfine, und bist den musikalischen Intentionen des Grafen gefolgt."

Wir beide sprangen auf die Füße und stellten uns korrekt hin. Dann erklärte ich, die Kleine sei sehr artig gewesen und erkundigte mich nach Fräulein Hoffmaiers Migräne.

Die Dame antwortete mit ähnlichen Gemeinplätzen und ermahnte ihren Zögling, Lebewohl zu sagen, um die Zeit des Herrn Grafen nicht länger in Anspruch zu nehmen.

Ein plötzlich kalt gewordenes Händchen in meiner Hand, ein leises: Adieu, Onkel Stephan und danke schön! — Dann ging ein linkisches, uninteressantes, altkluges Kind mit seiner Gouvernante fort.

Mein Märchenwesen war verschwunden. Nur der bekränzte Schädel lag noch an der alten Stelle in der Abendsonne und sah mich scharf an mit seinen toten, leeren Augenhöhlen.

Ein paar Tage später hatte ich beinah einen ernstlichen Streit um Rudolfinens willen. Dr. Bernhard, der Arzt des Städtchens, liebte das Schachspiel wie ich auch, und wir machten zeitweise eine Partie zusammen, wobei die heiterkluge Doktorin, Frau Marianne, wie ihre Freunde sie nannten, die liebenswürdigste Wirtin abgab. Nebenbei einte uns eine stille Sympathie, denn Rudolfine durfte im Hause verkehren, und ich freute mich jedesmal, wenn ich ihre buntgemalte Kindertasse auf dem Kaffeetisch erblickte, wie heute auch. Die Kleine sah so vergnügt und kindlich aus und war so froh, daß sie mit der Haustochter im Garten spielen durfte. Leider entdeckte ich aber auch, daß Dr. Bernhard das Kind nicht leiden konnte, wegen seines abstoßenden Wesens zum Vater, und als ich ihn über Einiges aufzuklären suchte, kam ich schön an! Seine Philisternatur sträubte sich gegen jede Möglichkeit einer Hypnose oder Suggestion, er verlachte und verspottete mich, und es hätte bald einen ernstlichen Krach zwischen uns gegeben, wenn er nicht zur rechten Zeit zu einem Patienten gerufen worden wäre.

Bei seiner Frau aber fielen meine Worte auf warmen Herzensgrund und sie ruhte nicht, als wir allein waren, bis ich ihr all meine Beobachtungen und Wahrnehmungen bezüglich Rudolfinens mitgeteilt hatte. Dann sagte sie traurig: „Also doch! Ich fürchtete immer, daß Agathe zu Gewaltmitteln greift, um ihre Herrschaft über das Kind zu befestigen, aber ich konnte mit niemandem darüber sprechen. Gottlob, daß Sie nicht so dumm sind wie die andern Männer!"

Ich dankte lächelnd für das Kompliment und fragte dann: „Kennen Sie Fräulein Hoffmaier genau? Was mögen wohl ihre Beweggründe zu dieser Handlungsweise sein?"

„Ihre Beweggründe? Mein Gott, die sind doch sehr einfach! Da sieht man recht, daß ein Mann sich nicht in Frauen hineindenken kann! Sie liebt das Kind auf ihre Art, will es für sich haben, gönnt es keinem, am wenigsten dem Vater und will es ganz nach ihren verrückten Ideen erziehen. Das ist so ein Stückchen von verkehrter Mutterliebe oder Rache der Natur — wie Sie wollen! Agathe hat immer alles Menschliche verachtet und nur in den höheren Sphären des Wissens gelebt, wie sie sich ausdrückt — da kommt Frau Natur halt auf einem Schleichweg zu ihr. — Schade nur, daß unsere arme Dolfi das Opfer sein muß!" Die Sprecherin schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Agathens Lehrer haben von jeher das Mögliche getan, um sie in ihrem weltfremden Wissenshochmut zu bestärken, sie war ja das Ideal einer Schülerin! Von fabelhafter Gewandtheit, jeden gebotenen Stoff aufzunehmen, nicht zu ermüden bei den trockensten Sachen, ohne eine Spur von Eigenart oder Genialität, blindlings auf die Autorität der Wissenschaft schwörend, war sie geradezu geschaffen, um die richtige Konservenbüchse für getrocknete Professorenweisheit abzugeben. Und die Herren haben ihr denn auch eingestopft, was nur einzustopfen war! Daß sie nebenbei tadellos in ihrem Benehmen war, versteht sich von selbst. Sie hatte geradezu einen physischen Ekel vor den Männern und in unserer Tanzstunde hieß sie nur „der Gletscher!"

Hier brach die Doktorin jäh ab und auch ich fuhr zusammen, denn wir bemerkten plötzlich, daß Fräulein Hoffmaier, in höchsteigener Person, mitten im Zimmer stand. Wie lange sie schon dagewesen war, konnten wir nicht ergründen, jedenfalls aber war sie nicht eben im Augenblick eingetreten, denn sie stand mit einer gewissen monumentalen Ruhe auf ein Sesselchen gestützt und beobachtete uns kaltblütig wie ein Schulmeister, der ein paar ungezogene Kinder auf verbotenen Wegen ertappt. Ich glaube auch, daß wir zwei Überraschten genau dieselben dummen Gesichter machten, wie in unserer Jugendzeit bei ähnlichen Anlässen, denn ein überlegenes Lächeln ging über die Züge der Gouvernante. Dann wendete sie sich zur Doktorin: „Als ich Rudolfine abholen wollte, fand ich die Herrschaften in so eifrigem Gespräch, daß mein Eintreten vollkommen überhört wurde. Ich wünsche aber durchaus nicht zu stören, im Gegenteil! Bitte, erzähle weiter, liebe Marianne. Ich bin wirklich neugierig auf die Fortsetzung deiner hochinteressanten Enthüllungen."

„O, die kannst du hören, wenn es dir Vergnügen macht," sprach die schnellgefaßte Doktorin. „Es hat mich schon lange gelüstet, dir das zu sagen, was du jetzt von mir hören wirst. Aus elender Feigheit habe ich bis jetzt geschwiegen, nun wird es aber an der Zeit sein, daß ich mein Zeugnis abgebe. Bitte, nur einen Augenblick!" Sie wandte sich zum Fenster und rief ihrer Tochter im Garten zu: „Geh noch einmal mit Rudolfine nach der Schaukel! Ihr könnt ein Viertelstündchen dort bleiben!" Dann drehte sie sich wieder nach dem Zimmer um und sagte: „So, jetzt kanns losgehen!"

Natürlich hatte ich den vorhergehenden Augenblick benutzen wollen, um mich durch schleunige Flucht dem kommenden Damenduell zu entziehen, aber ein gebietender Blick Fräulein Hoffmaiers, hart und kalt wie Polareis, hielt mich zurück. „Bleiben Sie, Graf Aldringen, ich ersuche Sie darum! Es ist Ihre einfache Ehrenpflicht, meine Antwort auf die schweren Anschuldigungen zu hören, die nicht nur heute, sondern bereits seit längerer Zeit zu Ihren Ohren gekommen sind!"

Das Weib hatte den Teufel im Leibe. Ich parierte ihr, wie ein Schulbube und sank gehorsam in meinen Stuhl zurück. Fräulein Hoffmaier aber nahm feierlich Platz, richtete den Kopf hoch und machte eine Gebärde, als ob ein Kind seine Lektion aufsagen solle. Dann sagte sie: „So, nun rede weiter, liebe Marianne, und tue deinen Gefühlen keinen Zwang an!"

„Durchaus nicht!" kam die Antwort. „Und ich sage es dir jetzt in vollem Ernst, Agathe Hoffmaier — du bist auf einem schlimmen Wege! Es könnte eine Stunde kommen, in der du dein Tun bitter bereust und es nicht mehr ungeschehen machen kannst! Zum erstenmal in deinem Leben liebst du ein menschliches Wesen und willst es absolut zu einem verrückten Blaustrumpf herandrillen, obwohl die arme Kreatur nicht das mindeste Talent dafür hat, sondern ein wahres Haussonnenscheinchen abgeben würde, wenn du es erlaubtest. Aber nein! Du siehst das Heil der Welt nur im Wissen, Herz und Gemüt verachtest du, hältst ein inniges Familienleben für ordinär — und da muß das arme Würmchen dran glauben! Du bildest dir vielleicht ein, du hättest Mutterliebe für das Kind? Mutterliebe ist das Selbstloseste, was es gibt, keine schwere, eifersüchtige Tyrannei! Unsere Kinder sind nicht unser ausschließliches Eigentum, sie haben ein Recht an das Leben! Ein Recht, sich frei, unter zarter Leitung, nach ihrer Individualität, zu entwickeln! O, Agathe, ich bin ja deine Jugendfreundin, höre auf mich! Laß das Kind werden, wozu es bestimmt ist, die Freude und der Trost seines Vaters. Gib den Vater dem Kind wieder. Gib das Kind dem Vater! Wenn dir seine ungenierte Art so gräßlich ist — er wird um seines lieben Kindes willen auf manches verzichten, was nicht nach der Hofetikette geht — versuch's mal. Überwinde dich nur ein wenig und sei menschlich! Du kannst dir ein ganzes Himmelreich an Liebe, Dankbarkeit und Seelenfrieden dafür erkaufen."

„Mein Gott, welch eine Welt an unnützem Pathos, möchte ich sagen, um deinen Sprachstil zu kopieren!" fiel die Gouvernante hier schneidend scharf ein. „Freilich, von deinem Standpunkt aus kannst du ja gar nicht anders denken und reden, wie du es tuest, und ich fürchte, du wirst mich gar nicht verstehen können, wenn ich jetzt ein paar Worte sage, die ich an die Adresse des Grafen Aldringen richte, da ich nicht vor ihm in gehässigem Lichte dastehen möchte! Also, ich liebe Rudolfine, was mir Marianne zum Verbrechen anrechnet, und ich will aus ihr ein möglichst vollkommenes Wesen machen. Nur ein ganz reines, von allen gemeinen Trieben befreites Wesen, verdient den Namen Mensch, sonst ist es ein halbes Tier. Zu diesem Ziel will ich Rudolfine führen! Frei von all jenen grobsinnlichen Liebhabereien an Essen und Trinken, frei von jeder Sentimentalität im Gefühlsleben, soll sie sich möglichst Wissen aneignen, um später ganz der Wissenschaft zu leben. Namentlich soll sie von jenen verderblichen, törichten Liebesgedanken frei bleiben, die junge Mädchen leider so oft hegen. Wenn sie einmal, wie wohl anzunehmen ist, heiraten wird, so wird sie durch meine Schule jenes erhabene Element in die Ehe tragen, das zur echten Vornehmheit führt und keinerlei Herabwürdigung und Sentimentalität bedingt, denn ihre Stellung und ihre Mittel erlauben ihr, sich stets mit wissenschaftlichen Dingen zu beschäftigen. Freilich ist ein derartiges Ziel nicht leicht zu erreichen, da Rudolfine sehr viel Sinnlichkeit und Sentimentalität von ihren Eltern geerbt hat, allein ich strebe mit aller Strenge danach und schone weder mich noch das Kind dabei —"

„Letzteres scheint mir entschieden der Fall zu sein," fuhr die Doktorin dazwischen. „Das arme Würmchen ist so verängstigt und so mager und blaß, daß es einen Stein erbarmen könnte."

Fräulein Hoffmaier stand jählings auf. „Wenn Ihnen etwas an der körperlichen Pflege meines Zöglings mißfällt, Frau Doktor, so sagen Sie es bitte Ihrem Herrn Gemahl, der ja zweimal in der Woche nach der Komtesse zu sehen hat. Im übrigen muß ich zu meinem Bedauern erklären, daß ich Ihr Haus nicht mehr betreten kann, noch meinem Zögling erlauben werde, hierher zu kommen, wo ein jugendliches Gemüt den schädlichsten Einflüssen ausgesetzt ist."

„Du wirst mir doch meine Dolfi nicht nehmen?" rief Frau Marianne erschrocken.

„Schon um dieser törichten, ungrammatikalischen Namenverdrehung willen, würde ich es tun!" kam die harte Antwort. „Wie viel Mühe habe ich mir gegeben, diesen Unnamen auszurotten, den die verstorbene Gräfin dem Kinde gegeben hat! Und nun taucht er hier auf, nachdem ich ihn längst vergessen wähnte!"

nicht doch zu lieb gehabt hätten, um lange einen Groll gegeneinander zu hegen. Trotzdem blieb eine gewisse Verstimmung und es bedurfte der Zeit, um die Wolke zu zerstreuen, die auf dem Doktorhause lag.

Merkwürdigerweise hatte ich, trotz allem, Fräulein Hoffmaiers Gunst nicht verloren. Glaubte sie, daß es ihr gelungen sei, mich von der Vortrefflichkeit ihrer Erziehungsmethode zu überzeugen, imponierten ihr meine Kenntnisse und meine gelungenen Ausgrabungen — ich wußte es nicht, aber Tatsache war, daß sie mich nach wie vor zu ihrem wissenschaftlichen Berater erkor und sich noch eine Unmenge gelehrter Bücher von mir aufschreiben ließ, ehe ich abreiste. Sie erlaubte sogar, daß ich mich von Rudolfine verabschiedete.

Ich wurde zu diesem Zweck in das Kinderzimmer geführt, in dem die Kleine am Klavier saß und mit maschinenmäßiger Korrektheit Tonleitern spielte. Sie wagte nicht, ihre Übung zu unterbrechen, nachdem

Kleinkinderschule. Nach dem Gemälde von Max Liebermann. (Siehe Seite 8.)

„Hör mal, Agathe, ich glaube auch, daß es jetzt die höchste Zeit ist, daß du mein Haus verlässest!" sprach die Doktorin plötzlich mit einer Stimme und einem Blick, der Fräulein Hoffmaier zu imponieren schien, denn sie rauschte ans Fenster und rief hinaus: „Rudolfine! Venez, Mademoiselle!" Dann stand sie unbeweglich, bis das Kind atemlos und totenbleich angelaufen kam. Es kannte den Ton!

„Mach dich fertig und komm!" herrschte seine Tyrannin es an, und um des zitternden, kleinen Opfers willen wagten wir kein Wort zu sagen. Ich half der Kleinen in das Mäntelchen und die Doktorin sah es mit einem langen, schmerzlichen Mutterblick an. Dann sagte sie einfach und schlicht: „Gute Nacht, mein Liebling!" und ließ es vorangehen, während sie die Hoffmaier zurückhielt.

„Ehe wir jetzt scheiden, Agathe," sprach sie leise, „sage ich dir noch ein Wort! Wenn du so fortfährst, so schmiedest du dir einen Schicksalspfeil, der dich einmal bis ins Lebensmark hinein durchbohren wird! Du wirst noch an meine Worte denken!"

Dann gingen Zögling und Gouvernante in die Abenddämmerung hinaus und Frau Marianne weinte bitterlich. Leider blieb es nicht nur bei diesem Schmerz. Der Auftritt mit Fräulein Hoffmaier brachte noch manches Schwere für die gute Doktorin. Ihr Mann hatte, wie alle Philister, einen grenzenlosen Respekt vor dem, was sie ein „feines Wesen" nennen. Fräulein Hoffmaiers rauschende Seidentoiletten, ihre stets behandschuhten Hände, ihr Hochmut gegen Niederstehende galten ihm als Wahrzeichen „höchster Feinheit" und er hielt das Haus Hainberg für gesegnet, diese Perle hegen zu dürfen. Nebenbei kam seine Antipathie gegen Rudolfine mit ins Spiel, so daß er, als er von dem Zerwürfnis seiner Gattin mit der Hoffmaier erfuhr, die arme Frau Marianne mit den heftigsten und ungerechtesten Vorwürfen überhäufte. Es wäre beinah zu einem sehr ernsthaften Bruch gekommen, wenn sich die beiden Leutchen

ihre Gebieterin, mit einem Blick auf die Uhr, gesagt hatte: „Noch fünf Minuten, dann ist die Klavierstunde vorüber. Graf Aldringen ist wohl so gütig, so lange zu warten, denn er weiß, daß die Aneignung von Kenntnissen allem andern vorgeht. Nimm jetzt die A-dur-Tonleiter vor."

Gehorsam fing die menschliche Maschine an, die vorgeschriebene Tonart herunterzuleiern und ich setzte mich unter den Klängen der A-dur-Tonleiter auf einen der altmodischen Stühle, die mit hellem Kretonne bezogen waren, um meine Abschiedsgeschenke auszukramen. Getreu dem Grundsatz, daß man dem Herrgott eine Kerze weihen soll, dem Teufel aber zwei, hatte ich die Gouvernante ebenfalls bedacht, um sie milder zu stimmen. Ich überreichte ihr ein schöngebundenes Exemplar meiner Doktordissertation „Über den römischen Limes in Deutschland" mit eigenhändiger Widmung. Das schlug ein. Sie erstrahlte, wie der Montblanc bei Alpenglühen, und war ganz herablassende Huld. Ich benutzte diese Stimmung, um für meine kleine Freundin, zu tun, was ich tun konnte, indem ich mich so galant als möglich Fräulein Hoffmaier zur Verfügung stellte, um ihr jederzeit bei dem Bildungsgang ihrer Schülerin behilflich zu sein. Ich hoffte so, das arme Opfer vor zu abstrakten Studien behüten zu können und Einfluß zu seinen Gunsten zu gewinnen. Der Gouvernante schmeichelte der Gedanke, mit mir in Korrespondenz zu treten und sie ging bereitwilligst auf meinen Vorschlag ein.

(Fortsetzung folgt.)

Ums tägliche Brot.

Von A. Delvallé.

(Nachdruck verboten.)

„Jawohl, Ernst, 30 000 Francs sind es! In drei Einzelsendungen zu je 10 000 für den Pächter von Kustol . . . nein wirklich! Solchen Betrag per Post zu schicken . . . wenns noch hier im Dorf bliebe!

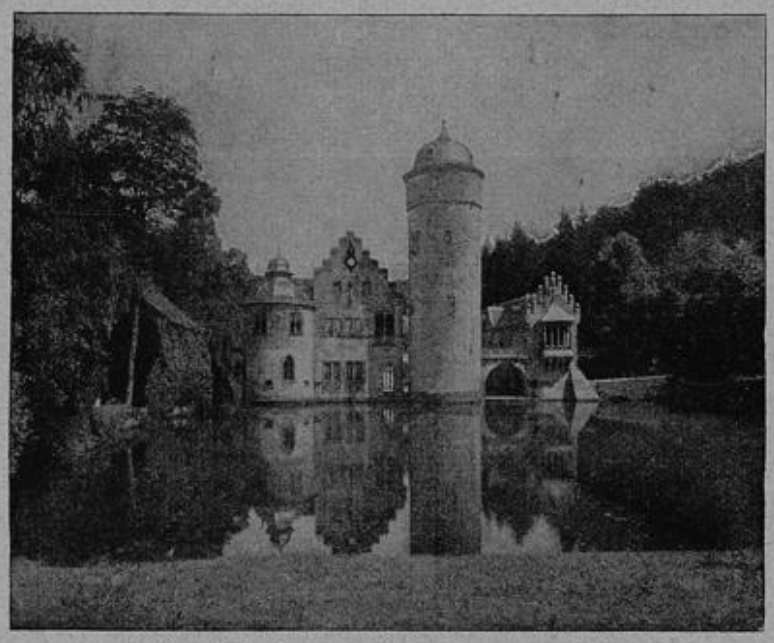
Aber fünf Kilometer weit durch Wald und Feld, solche Summe mit sich zu führen!"

Das Postfräulein reichte dem Briefträger die drei versiegelten Briefe, die er in der Hand wog, bevor er sie in seine Tasche steckte; dann brachte die Beamtin den Mann noch bis zur Tür und gab ihm Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg:

„Vor allen Dingen gehen Sie, ohne Aufenthalt zu nehmen, direkt nach Kustol; sprechen Sie mit niemand, kehren Sie nirgends ein. Und wenn der Pächter nicht da ist, so fragen Sie, wann er zurück sein wollte, und wenns nicht gar zu lange dauert, so warten Sie lieber an Ort und Stelle auf ihn. Das ist ratsamer, als das Geld wieder mit zurückzubringen."

Der Postbote nickte zum Zeichen seines Einverständnisses und verließ das Haus. Er ging raschen, fast freudigen Schrittes durch das Dorf. Hier und da bot er einen „guten Tag" oder legte den Finger grüßend an die Mütze. Auf seinem Gesicht und in den Augen war ein Lächeln, das Lächeln eines Menschen, der es sich zur Ehre anrechnet, eine schwierige Aufgabe erfüllen zu müssen.

Ernst war noch nicht lange angestellt, und es war seine erste Stelle in diesem Dorf, das vielleicht 800 Bewohner hatte. Seit einem halben Jahr lebte er mit Frau und Kind am Orte, und bisher hatte er nichts weiter als das tägliche Einerlei des einfachen Dienstes erlebt. Aber heute wars etwas anderes! Heute führte er ein Vermögen mit sich! Ja, und wahrhaftig, ein Vermögen! 30 000 Francs befanden sich in seiner Tasche, waren einzig und allein seiner Achtsamkeit, seiner Ehrlichkeit anvertraut. Mit dem Bewußtsein, daß ihm das Geld nicht gehörte, daß absolutes Vertrauen in ihn gesetzt würde, stieg in dem Manne ein Gefühl des Stolzes auf, das wohl in dem Bewußtsein noch Nahrung fand, daß es ihn nur ein Wörtchen, eine ganz kleine Mitteilung an die Bekannten kosten würde, um von allen, die ihm begegneten, deshalb bewundert zu werden.



Schloß Mespelbrunn im Spessart. (Siehe Seite 8.)

Als Ernst jedoch das Dorf einige hundert Meter hinter sich gelassen hatte, und weit und breit kein Mensch mehr zu sehen war, ebbte das Gefühl der eigenen Bedeutung allmählich ab, wurde immer schwächer und schwächer und wich schließlich der ausgesprochenen Empfindung des Alleinseins.

Rechts und links dehnten sich die schon goldig reif schimmernden Felder. Vor ihm, nur durch die schrägfallenden Schatten einiger Bäume unterbrochen, zog sich in gerader Linie die weiße, staubige Landstraße.

Die Tasche, die noch eben so leicht gewesen war, schien Ernst plötzlich schwer, und so oft er den Riemen, an dem er sie über die Schulter trug, auch mit einem Ruck des Daumens nach oben schob, die Last hinderte ihn doch am Ausschreiten.

Das Krächzen eines Raben, den er beim blendenden Sonnenlicht trotz scharfen Ausspähens nicht sehen konnte, ließ Ernst zusammenfahren. So in der brütenden Mittagsstille wurde der leiseste Laut zu einem weithin vernehmbaren Ton, der fast etwas Unheimliches hatte. Ernst blieb stehen und wartete, bis wieder vollständige Stille eingetreten war. Dann wandte er sich um ... es war ihm, als hätte irgend jemand den Moment benutzen wollen, um sich an ihn heranzuschleichen.

Nein, nichts!

Nichts war zu sehen, als ganz, ganz weit fort ... fast schon am Horizont verschwindend, die Spitze der Dorfkirche, die sich über die Bauernhäuser erhob.

Ernst schritt wieder vorwärts und machte dabei fast mechanisch seine Tasche auf, um nach dem Inhalt zu sehen.

Aber der Anblick der drei versiegelten Briefe beruhigte ihn nicht, sondern brachte ihm erst recht zum Bewußtsein, welche Werte er da mit sich führte.

Wenn er sie nun verlor ... wenn man ihm die 30 000 Francs raubte? Was würde man von ihm denken? Würde man ihm überhaupt glauben? ... Er war doch ein kräftiger Mann, und wer ihn angreifen sollte, würde ja seinen Gegner finden! Er, Ernst, würde sich schon zur Wehr setzen! Auge in Auge, da stand er schon seinen Mann! Aber, wenn man ihn nun hinterrücks überfiele, ihm einen Schlag auf den Kopf versetzte? Wenn vielleicht gar mehrere sich auf ihn stürzten, die einen ihm Hände und Füße festhielten, ihn so unschädlich machten ... wenn er nicht verwundet würde ... wie sollte er dann sich rechtfertigen, wie seine Unschuld beweisen? Welchen Wert hatte seine Aussage? War er doch ein ganz armer Kerl!

Und dann ... wenn man ihn nun ins Gefängnis steckte, was sollte dann aus seiner Frau, aus dem Kleinen werden? Und selbst, wenn er nicht verurteilt würde, wenn man ihn nur aus dem Dienst jagte, wo sollte er Arbeit finden? Wer würde sich überhaupt entschließen, ihm Arbeit zu geben, nachdem so etwas vorgekommen war?

Ach Gott! Das Geld! Hätte man es ihm doch nicht anvertraut.

Ernst versuchte jetzt an anderes zu denken. Er zog seine Uhr und wollte berechnen, wie lange Zeit er noch für den Weg brauchen würde. Aber es ging nicht, und wieder kamen dieselben Gedanken, dieselben quälenden Fragen und Möglichkeiten, was ihm alles passieren könne.

Was würde aus Frau und Kind, wenn man ihn beraubte? Was sollten die dann anfangen?

Unter diesen peinigenden Gedanken überfiel Ernst ein fast körperliches Unbehagen. Das Herz schlug rasch und ungleich und die Beine wurden ihm so müde, daß sie ihm kaum noch gehorchten.

„Nanu, was ist denn mit mir los?" sagte Ernst halblaut für sich und fuhr sich über die schweißtriefende Stirn, „es wird wohl nur die Hitze sein."

Er schlug den Kragen seines Rockes hoch, um den Nacken gegen die stechenden Sonnenstrahlen zu schützen, und raffte sich zusammen, um in raschem Tempo das nahegelegene Wäldchen zu erreichen, das er noch durchschreiten mußte, um nach Kustol zu gelangen.

Als Ernst beim Rand des Gehölzes angekommen war, überkam's ihn wie ein Schwindel, und er hatte nur noch die Kraft, sich am Stamm einer Tanne niederzusetzen. Ein Gefühl vollständiger Schwäche ergriff ihn, machte ihn ganz mutlos; in den Schläfen empfand er stechende Schmerzen, das Blut sauste ihm in den Ohren, und wie große Funken tanzte es ihm vor den Augen. Ernst fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen, dann sanken ihm die Arme schlaff am Körper herab, sein Kopf fiel nach vorn, und mit weitaufgerissenen Augen starrte er nach der anderen Seite der Landstraße: hinter der Hecke ... vielleicht auch hinter den Bäumen, da, auf der anderen Seite der Straße, wurde gesprochen ... er hatte sprechen gehört ... ganz deutlich Stimmen vernommen ... geflüsterte Worte! ... Da ... da wurde wieder gesprochen, wer? ... Wer sprach da? ... Was wollten die Menschen da drüben auf der anderen Seite? Was machten sie da? Warum versteckten sie sich? ... Weshalb gerade da? ... Welchen Zweck hatten sie? .... Wenn sie sich verbargen, warum taten sie das?

Warum? Die Blätter hatten sich bewegt! Da ... eine Hand hatte die Zweige auseinandergebogen ... zwischen den Zweigen war ganz deutlich ein Kopf, ein schrecklicher Kopf, für die Dauer einer Sekunde sichtbar geworden, war dann mit Blitzesschnelle wieder verschwunden! ...

Ach! Wenn er doch nur hätte aufstehen, wenn er doch nur die Flucht hätte ergreifen können! Aber nein! Er konnte sich nicht rühren, keine Bewegung konnte er machen, wie mit dem Erdboden verwachsen, mußte er vor Schwäche regungslos verharren.

Und die Stimmen flüsterten immer noch. Ernst neigte den Kopf zur Seite, jetzt hatte er es ganz deutlich gehört:

„In der Tasche! Geld, viel Geld! 30 000 Francs."

Ach, du himmlische Güte! So hatten sie es also wirklich auf ihn abgesehen! Aber er wollte sich nicht berauben lassen, schreien würde er! Aus Leibeskräften schreien, irgend jemand mußte ihn doch hören, ihm zu Hilfe kommen, irgend jemand.

Das Knallen einer Peitsche ließ sich vernehmen und im selben Moment auch das Rollen von Rädern. Ein Bauerngefährt wurde sichtbar.

„Heda! Ernst! Hast dir ja einen recht netten Ruheposten ausgesucht, denkst wohl auch, so arbeitet es sich am besten," rief der Eigentümer der Wagens, der, die Zügel in der Hand, neben seinen Pferden schritt.

Ernst fuhr so jäh zusammen, als wenn er plötzlich aus tiefem Schlaf geweckt würde. Er hatte aber nicht geschlafen und wußte ganz genau, daß er auch nicht für eine Sekunde Ort und Umgebung, wo er sich befand, aus dem Gedächtnis verloren; ganz genau erinnerte er sich an das Furchtbare, das ihn gepackt und an die Veranlassung dazu, wenn ihm auch nicht recht klar war, wie ihm so etwas hatte passieren können.

Augenscheinlich war er die ganze Zeit allein gewesen.

Hatte er denn im Wachen unter einem Alb, unter einer Halluzination gestanden?

Die Glieder waren ihm noch bleischwer und schmerzten ihn. Sei es die Rückwirkung der körperlichen Beschwerden, sei es die seelische Erregung um die beiden Wesen, die ihm auf Erden das Teuerste, Frau und Kind — zwei große Tränen liefen Ernst über die Backen, er strich sie mit dem Rücken der Hand fort. —

In Kustol fand Ernst den Pächter auf dem Hof seines Gutes.

„Herr Kustol," sagte Ernst, „ich habe Geldbriefe für Sie." —

Der Andere brummte verdrießlich:

„So, endlich, hat lange genug gedauert!"

Er nahm die Feder, die der Landbriefträger ihm reichte, unterschrieb und schob Ernst dann zehn Centimes zu, welche Bewegung er mit einem mürrischen: „Hier!" begleitete.

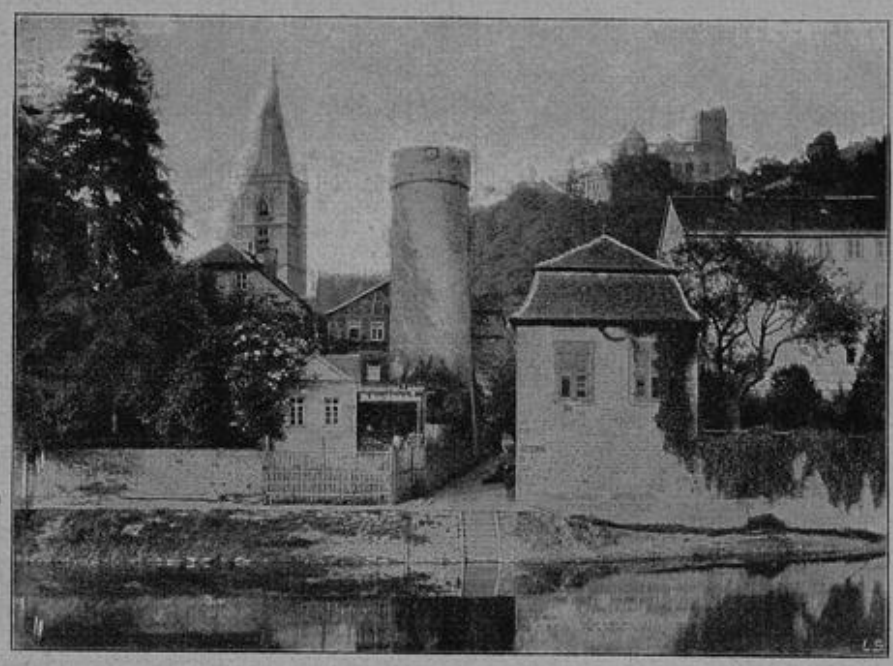
„Ich danke auch schön, Herr Kustol," antwortete Ernst.

Der Postbote wandte sich zum Gehen, und als er wieder auf der Landstraße stand, da steckte er die zehn Centimes bedächtig in sein Portemonnaie. Zu dem Betrag von 1.90, die er an täglichem Sold erhielt, machte das nun die Summe von zwei Francs — — — zwei Francs für seine Mühe, die ausgestandene Angst, die vergossenen Tränen und seine felsenfeste Ehrlichkeit!

Möschekopp

Düsseldorfer Lokalposse in sechs Bildern.

Das Düsseldorf vor sechzig Jahren gibt den Rahmen zu den sechs Bildern dieser Posse, deren Erstaufführung am hiesigen Stadttheater auf den 9. Februar anberaumt ist, und die gedruckt im hiesigen Verlag von Gebr. Tönnes erschien. — Möschekopp ist — wie sein süddeutsches Vorbild, worüber das Vorwort Näheres besagt — ein Abkömmling Si John Falstaffs und schlägt sich nach dessen Brauch mit Pfiffen un Kniffen durch. Er behauptet von sich, daß er, um am Leben zu bleiben, mehr Grütze gebrauche, als die Regierung des ganzen preußischen Staats erheische. Wir teilen ein Stück aus dem vierten Bilde mit, das ihn im Hofgarten mit dem von ihm gegängelten Jean Schmitz zeigt. Diesen hat er überredet seiner Braut Nieske Dombach abtrünnig zu werden, weil er ihn mit seiner Nichte Evchen zusammenbringen will. Dem zu diesem Zwecke von ihm veranstalteten Zusammentreffen sieht Schmitz sehr zaghaft entgegen.



Wertheim a. M. (Siehe Seite 8.)

Schmitz. Och, leewe Möschekopp, looß mech gonn, on jag em Evke, ech — ech wör krank gewohde.

Möschekopp. Zeig dech als Mann! För et angere sall ech schonst sorge.

Schmitz. Gott stonn mech bei! Et es mech zomot, als wie ech emol dröwe en de Appelweid om Boom soß on glöwden, de Buur kööm me'm Knöppel.

Möschekopp. Wat, Appelweid on Knöppel! Heh wenkt die Leew üch — entscholdeg — se wenkt dech, Schang.

Schmitz (niedergeschlagen). Ech wollden, se wenkden ne'm angere.

Möschekopp. Stell! Do kömpt wat. Ech denk, et es et Evke.

Schmitz (angstvoll). Möschekopp, et wöhd doch net —?

Möschekopp (sehr schnell in Folgendem). Die es lier — weg dermet! (Wirft die eine Flasche ins Gebüsch und verkorkt dann die andere.) Awwer wohin dann met die heh en de Ihl? Es doch noch — esu nett Ohzke[1]) dren — jammerschad wör et dröm, — wann't net met Verstand on Gemötsroh däden verkonsemeert wähde, — on et fühd mech ärg dernoh us, wie wammeer hütt net mieh derzo kome sollden. — Aha! (Legt die Flasche in eine Mulde neben der Bank und scharrt mit dem Fuße Erde und Laub darüber.) On nu kannt loßgonn. (Von links kommt ein Musketier mit seinem Schatz, den er eng umschlungen hält, und drückt sich scheu an den beiden vorbei.) Kenger, hald üch am gonn! (Nach links gewendet.) Jeder Oogebleck kann et kome — — eja, dat moß et sin!

[1]) Überbleibsel, Rest.

Schmitz (ebenfalls nach links ausschauend, erschrickt). Marjajoney, do es et! (Er will nach rechts entweichen.)

Möschekopp (hält ihn fest). Heh gebliewe, bange Hipp[1])! Scham dech jett! Du wells 'ne Preuß wähde? Pöngel[2]) die beßke Mot zosamme! Resolut vöran! Ech gonn jitz op een Sidd. Schang, datsde din Sach god mäcks!

Schmitz (in höchster Angst). Möschekopp, dat därfsde mech net andonn!

* * *

Möschekopp, nach rechts zurückgetreten, Schmitz. — Eine weibliche Person, in einem Mantel gehüllt, tritt von links auf.

Die weibliche Person (hustet). Hm —

Schmitz (hustet ebenfalls und nähert sich schüchtern). 'N Owend, Fräulein.

Die weibliche Person. 'N Owend, Här Schmitz.

Schmitz (beiseite). Donnerkiel, wat sag ech em? (Laut.) Meent Ehr net ooch, dat onse Hoffgade sech senn loße kann?

Die weibliche Person (zaghaft). Geweß kann hä dat.

Schmitz. On wie de Nachtigallstere piefe — nä, nä, schlage, sähd mer.

Möschekopp (beiseite). Ech hör nix als wie de Frösch, die quake vom Ratingerdor eröwer.

Die weibliche Person. Et fängt an, köhl zo wähde.

Schmitz. Dat häd mer öfdersch, wann de Sonn weg es. (Pause. Schmitz sieht sich verlegen nach Möschekopp um.)

Möschekopp (beiseite). Dä Kähl es e Döppe[3]). (Nähert sich und flüstert Schmitz zu): Von dinn Leew moßde spreche. (Tritt wieder einige Schritte zurück.)

Schmitz (stockend). Ech glöw, mer behalde dat klore Weder. — — Wat die Blömkes esu lecker rüche! (Für sich.) Ech gonn loose. (Laut.) Et wöhd gesahd, dat dat Dampscheff met de Königin von England, wann se no'm Stolzefels fährt, heh anlege däden.

Die weibliche Person. Ech han nix dervon gehöhd.

Schmitz (hastig). Fräulein, nu kömpt de Hauptsach: Ech han üch gähn! (Aufatmend.) Da, nu es et erus!

Möschekopp (ohne seinen Standpunkt zu verlassen). Bravo!

Die weibliche Person (seufzt). Ech kann et net esu recht gläwe.

Schmitz (für sich). Dat weeß onse Herrgott — ech ooch net. (Laut.) Ehr könnt üch drop verlooße.

Die weibliche Person. Wann Ehr et mech nu mahd wie 'm Nieske?

Schmitz. Och, dat ärm, ärm Nieske! — Nä, üch bliew ech treu.

Die weibliche Person. Grad als wie'm Nieske?

Schmitz (hält sich die Ohren zu). Nix vom Nieske! — Ech — ech ben — 'ne gemeine, schlechte Halonk!

Die weibliche Person (mit erhobener Stimme). Es üch dat Ehnst?

Möschekopp (für sich). Dem sall doch dat Donnerweder —! (Näher tretend.) Evke, du därfs dech net dran stoße, dat hä esu tappeg sech anstellt. Wann hä dech genauer kennd, dann wöhd hä schonst angersch wähde.

Schmitz (tritt zurück) Nieske, leew Nieske, dohin es et met mech gekome!

Möschekopp (zur weiblichen Person). Sühsde, hä es ganz eweg: em fellt de Sproch, sinn Leew zo deech uszudröcke. Meensde, hä däden noch an't Nieske denke?

Die weibliche Person. Ehder wie net.

Möschekopp (eifrig). Dann mößden häh onger Kuratell gestellt wähde! Die Schrut[4]), die domm Schrut es nix för em.

Die weibliche Person (gibt ihm eine schallende Ohrfeige). Do häsde die domm Schrut, du Twoschdriewer!

Möschekopp (fährt zurück, er hat Nieske erkannt; nach einem Augenblick der Überraschung, verbindlich). Ech mach min Danksagong.

Schmitz (stürzt auf Nieske zu). Nieske, och, du mie eenzeg Nieske, bes du et?!

[1]) Ziege. [2]) Bündle, packe. [3]) Eigentlich Topf; dann ein Dümmling. [4]) Truthenne; hier gleichbedeutend mit Gans.

Nieske (abweisend). Eja, ech ben et; nu kenn ech dech. (Will gehen.)

Schmitz (hält sie zurück). Ech bedd dech, gonn nit esu eweg! Ehsch moßde mech vergewe.

Nieske (sucht sich loszumachen). Wohsch widder Wohsch[1])! Ech kann ohne dech ooch leewe.

Schmitz (verzweifelt). Och, hädden ech dä Kähl nie gesenn!

Nieske (auf Möschekopp deutend). Do steht hä met de Hank an de Back. Hald dech an em; du häs dech jo de ganze Ziet an em gehalde! (Auf Möschekopp zutretend.) Ehr schlechde Minsch, dä Ehr sid! Feindschaft könnt Ehr stesde on angere opstoche[2]) on verföhre, domet Ich de Gorgel gewäsche wöhd!

Möschekopp (höchst erstaunt). Do höhd dann doch alles op! Ech sall dem verföhrt han? Nä, Jompfer Dombach, wann eene heh verföhrt wohde es, dann ben ech et von em, net hä von mech.

Schmitz (stürzt auf ihn los). Drieh et net eröm! Du häs de Schold! Häsde mech net met din Versprechonge wie an en Ling erömgetrocke? Häsde mech net zum Erömlongere[3]) on Suffe angehalde? Häsde mech nit vörgeloge, et Nieske hädden et met 'ne angere?!

Nieske. Wat?! Wat?! Wie kann sonne Lomp sech ongerstonn, min Ehr en der Dreck zo deue[4])?!

Möschekopp (mit überlegener Ruhe). Mamsellke, ech merk, Ehr sid met de Zong grod esu fix als met dat Hänke.

Schmitz (drohend). Och, et kribbelt mech en de Fust!

Möschekopp. Roheg Blot, Anton. Ordenär Benehme moß ech mech verbeede.

Schmitz. Hähzensnieske, verzeih mech datmol noch. Dä es an allem schold.

Möschekopp. De Onschold moß hüttzodag völl liede. Em Owrege, Herr Schang Schmetz, erklär ech Ich, dat ons Schmollis von nu an opgehowe es. (Mit erhobener Stimme.) Wä sich verkrusse well, de häd min Fröndschaft verspellt; Flabes[5]), dä Ehr sid.

Schmitz. Mar net zo frech, jöns göwt et Knuhze[6])!

Möschekopp. Wann dä Pott voll es, löpt hä öwer. Jitz es et genog: Meent Ehr, ech wör dä Mann, dä sech op sinne onscholdege Puckel noblenz koblenz erömdanze löößt?!

Schmitz (verächtlich). Die Möhde bruch ech mech nit zo gewe. Dä Humdopp luurt drop, Ich dat zo besorge.

Nieske. Schang, hald dech för zo god on looß em lope.

Schmitz. No, dann koom! Mer welle em alleen met sin Schlechdegkeit loße.

Damen-Polka.

Skizze von J. Reyneke van Stuwe.

Ehe der Wagen kam, trat sie noch einmal vor den Spiegel und betrachtete sich von allen Seiten. Sie war sehr zufrieden mit sich; die Toilette von weißem Tüll über lila Seide mit den duftigen Veilchen-Girlanden an der ausgeschnittenen Taille und der Vorderbahn des Rockes und mit der langen lila Atlas-Schleife an der rechten Schulter stand ihr vorzüglich. Ja, schön sah sie aus .... Wie er sie wohl finden würde, er ...? Und wieder dachte sie an das, was sie in den letzten Tagen gänzlich erfüllt hatte; ob er die Einladung zu ihrer Gesellschaft in der folgenden Woche annehmen würde oder nicht. Er mußte kommen, mußte, um sie nicht ihrer Mutter gegenüber zu blamieren, die behauptet hatte, man könne niemand einladen, der nicht Besuch gemacht habe. Sie wußte es ja selber wohl, daß es nicht üblich war, aber es gab Entschuldigungen genug für seine unfreiwillige Versäumnis und so viele Familien hatten dasselbe getan, wenn sie um Herren verlegen waren, und er würde solch ein belebendes Element sein .... Kurz und gut, die Mutter hatte endlich, wenn auch widerstrebend, zugestimmt. Sie war durchaus nicht in ihn verliebt, das wußte sie bestimmt — warum lag ihr dann aber so viel an seinem Kommen? Ihre Eitelkeit war ein wenig mit im Spiel, denn der sonst so gleichgültige, schwer entzündbare Jüngling war gegen sie so aufmerksam und bemühte sich so sehr um sie, war so artig, so galant, so gesprächig und tanzte so gut ...

Ein wenig gespannt war sie doch, als sie etwas später den Ballsaal betrat. Er würde wahrscheinlich die Einladung annehmen, aber er mußte sich doch dafür bedanken, man konnte nicht wissen ... Sie entdeckte ihn sofort; er stand bei einer Gruppe von Zivilisten, aus der er schon von weitem durch seine Marine-Uniform hervorstach. Er verbeugte sich, als sie vorüberging, sie neigte leicht das Haupt, ohne ihn anzusehen und gesellte sich zu einigen beieinander stehenden Bekannten. Einen Augenblick später löste er sich aus seinem Kreise und trat auf sie zu; ihre Wangen begannen zu glühen und ihr Herz klopfte heftiger — aber sie beherrschte sich. Mit einer leichten Verbeugung und einem Lächeln begann er das Gespräch. Er hatte ein schmales, blasses, scharf geschnittenes Gesicht, sehr blondes, kurz geschorenes Haar und helle, ruhige, graue Augen, die sie fortwährend ansehen mußte, während er sprach.

„Wie ist es Ihnen ergangen, Fräulein van Veere, seitdem wir uns zuletzt sahen."

„O, ich danke, sehr gut, Herr van West."

„Ich habe von Ihrer Frau Mutter eine Einladung zu nächstem Freitag bekommen ..."

„Ja, und ..."

„Es tut mir unendlich leid, aber ich hatte gerade meinem Freunde versprochen, am letzten Tage seines Hierseins — er reist nach Indien — mit ihm zusammen zu essen. Das trifft nun leider zufällig zusammen."

„Dann werde ich meiner Mutter also sagen, daß Sie nicht kommen," erwiderte sie mit ruhiger Stimme, während Zornesröte ihr in die Wangen stieg.

„Ja, aber ich werde Ihrer Frau Mutter auch noch ein Billett schreiben."

„Das können Sie halten, wie Sie wollen, nötig ist es nicht."

Es entstand jetzt ein allgemeines Gespräch zwischen den sie Umgebenden; er bat sie um einen Tanz; sie reichte ihm achtlos ihre Tanzkarte und sagte flüchtig: „Danke," als er sie ihr zurückgab, ohne sie auch nur anzusehen.

Beinahe wären ihr Tränen in die Augen gekommen, aber glücklicherweise bezwang sie sich und niemand bemerkte etwas. Was würde die Mutter nur sagen ... und was mußte er von ihr denken? Natürlich, daß ihr so viel daran gelegen, ihn dabei zu haben ... Wer weiß, was er sich noch alles einbilden würde ... Nein, sie mußte einen Riegel vorschieben, wenn sie nachher mit ihm tanzte, das war sicher.

Sie wurde von Minute zu Minute verstimmter. Wenn sie daran dachte, wie sie beim Aussuchen der Kotillonscherze einen hübschen Orden für sich selber beiseite gelegt hatte, um ihn ihm zu geben ... wie sie beim Schreiben der Tischkarten ihm den Platz neben dem ihrigen bestimmt hatte ... dann ärgerte sie sich so schrecklich über ihre Zuvorkommenheit, daß sie fühlte, sie müsse ihm schnell die Wahrheit sagen ... diesem dummen, unausstehlichen, langweiligen unhöflichen Menschen!

Sie hatten zusammen gewalzt und ruhten nun vom Tanze aus. Er plauderte arglos über dies und das, getäuscht durch ihr anscheinend unverändertes Wesen; sie hörte kaum, was er sagte und dachte bei sich selber: sage nun doch etwas ... besinne dich doch ... wenn du es jetzt nicht tust, ist es für immer zu spät!

Er betrachtete die silberne Spange, die den Veilchenstrauß auf ihrer Schulter befestigte und fragte:

„Haben Sie da den chinesischen Glücks-Buchstaben? Den finde ich immer so hübsch für Broschen und Spangen und ..."

Sie ließ ihn nicht ausreden, sondern brachte das Gespräch wieder auf ihre bevorstehende Gesellschaft:

„Die meisten, die heut hier sind, kommen Freitag auch zu uns."

„So?" sagte er ruhig.

Die Musik setzte wieder ein, bald würde man sie zum nächsten Tanze abholen. Da sagte sie schnell und in schärferem Tone, als es eigentlich ihre Absicht war:

„Es ist schade um unsere vergebliche Einladung. Wir luden den ganzen Klub ein und wollten Sie deshalb nicht ausschließen ... Es ist sonst sehr unangenehm, wenn jemand, den man einlädt, ohne daß er Besuch gemacht hat, dann auch noch absagt."

Er sah sie erstaunt an.

„Also mit andern Worten: solch einen unhöflichen Menschen kann man nie wieder einladen, nie wieder, ich hätte also Ihrer Meinung nach meinen Freund im Stiche lassen müssen."

Sie konnte nicht mehr antworten, ein Herr hatte sich ihr genähert, sie verneigte sich und nahm mit einem gezwungenen Lächeln den Arm, der ihr geboten ward.

Nun hatte sie doch ihre Meinung gesagt ... aber Freude hatte es ihr nicht gemacht, eher Ärger. Aber schließlich, es war geschehen und also nichts mehr dabei zu machen.

Sie tanzte den ganzen Abend, aber fröhlich war sie nicht und als sie ihn in einer Pause allein auf einem Sofa sitzen sah, mit einem traurig-ernsten, nachdenklichen Gesicht, da bekam sie plötzlich Gewissensbisse über ihr unartiges Benehmen. Sie fühlte, daß sie unrecht getan hatte, ihn so zu behandeln. Sie hätte es gern wieder gut gemacht, aber wie?

Plötzlich schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf; sie wollte sehen, daß eine Damen-Polka getanzt würde, ihn dann dazu auffordern und es auf diese Weise wieder in Ordnung bringen!

Sie tanzte gerade mit dem Vortänzer und benutzte die günstige Gelegenheit.

„Glauben Sie, daß heute abend eine Damenpolka getanzt werden wird?"

„Ich weiß nicht, liebes Fräulein, vielleicht — soll ich den Präsidenten einmal fragen?"

„Ach ja, tun Sie das! Ich würde es sehr gern sehen."

„Ich verspreche es Ihnen."

Aber die Damen-Polka ward nicht angesagt und es wurde sehr spät. Da nahm sie in einer Pause mit Vorbedacht dort Platz, wo der Präsident und seine Dame sich auch niedergelassen hatten.

„Nun müßte doch mal eine Damen-Polka kommen, finden Sie nicht auch? Die haben wir heute abend noch gar nicht gehabt."

„Ja, das kann gern geschehen. Möchten Sie die Polka jetzt gleich haben?"

„Sehr gern."

„Ihr Wunsch ist mir Befehl," und der Präsident stand auf, um der Musik die nötigen Befehle zu geben.

---

[1]) Wurst wider Wurst. [2]) Aufstochen, Aufhetzen. [3]) Herumlungern. [4]) Stoßen, drücken. [5]) Schwächling. [6]) Faustschläge.

„Ich danke Ihnen sehr," sagte sie erfreut.

Die ersten Polkatöne klangen kaum durch den Saal, als sie bereits glühend und verlegen vor ihrem Erwählten stand. Er sah sie verwundert an, verbeugte sich und bot ihr den Arm.

„Soll ich Ihnen etwas erzählen?" frug sie. „Ich habe dafür gesorgt, daß diese Damen-Polka getanzt würde, ich habe selber darum gebeten, nur, um Sie dazu auffordern zu können — — denn ich wollte Ihnen sagen, daß ich vorhin zu heftig gegen Sie gewesen bin und daß es mir leid tut."

Er sah sie an, erstaunt und erfreut.

„Aber das war ja gar nicht der Rede wert, Fräulein van Veere, das braucht Sie durchaus nicht zu beunruhigen."

„Doch ich hatte keine Veranlassung, so zu sein. Sie konnten ja nichts dafür, daß sie absagen mußten."

„Nein, das ist gewiß. Wenn es nur irgend möglich gewesen — — aber in diesem Falle ging es nicht, ich hatte es meinem Freunde fest versprochen. Und wenn sie wüßten, wie gern ich Ihre Einladung angenommen hätte!"

„Wirklich? Ist das Ihr Ernst?" frug sie. „Aber werden Sie mir verzeihen, werden Sie es vergessen, Herr van West?"

„Aber natürlich," sagte er freundlich und leise. „Nur die zweite Hälfte des Vorfalles nicht, das werde ich nie vergessen, daß Sie eigens zu dem Zwecke um eine Damenpolka gebeten haben, nur um mich . . . und daß Sie von selber auf mich zugekommen — — —"

Ihre Wangen färbten sich immer tiefer, sie lächelte und streckte ihm die Hand entgegen.

„Also, es ist jetzt alles wieder gut?"

Er preßte ihre Hand kräftig in der seinen und antwortete in fröhlichem Tone:

„Vollkommen; sogar noch besser, als es jemals gewesen."

Ein Bändchen Lyrik.

Humoreske von Alfred Gottwald

(Nachdruck verboten.)

„Du hast also jede Hoffnung aufgegeben, einen Verleger für deine Gedichte zu finden?"

„So ziemlich. Du weißt ich bin kein Jüngling mehr."

Überrascht blickte Emil den Freund an.

„Fühlst du dich denn krank?"

„Nicht doch, das wollte ich damit nicht sagen. Nach meiner ungefähren Schätzung wird es aber noch etwa 30 Jahre dauern, bis ich einen Buchhändler finde, der leichtsinnig oder naiv genug ist, mit lyrischen Gedichten ein Geschäft machen zu wollen. Nun beträgt meine wahrscheinliche Lebensdauer nach den statistischen Tabellen nur noch 25 Jahre. Ich werde also meine Gesundheit sehr schonen müssen, wenn ich die Drucklegung meiner Gedichte noch erleben will."

„Unbegreiflich! Deine Gedichte sind doch ganz nett."

„Das sagst du! Komme aber heut einem Verleger mit Gedichten. Man erzielt damit ungefähr dieselbe Wirkung, wie wenn man einem Hunde Zigarrenrauch ins Gesicht bläst; das heißt, der Verleger geht weg und kommt nicht mehr wieder."

Der Dichter durchmaß mit großen Schritten aufgeregt das Zimmer.

„Ja, einmal war ich schon ganz nahe am Ziele. Das war am Ufer des Müggelsees. Ich hatte einen Ausflug gemacht und promenierte an einer einsamen Stelle am Wasser, als laute Hilferufe an mein Ohr drangen. Ein Ruderer war mit seinem Boote gekentert und rang verzweifelt mit den Wellen. Ich — eins, zwei, drei — ins Wasser und ziehe den Mann heraus. Der Gerettete war zufällig Verlagsbuchhändler. Seine Dankbarkeit schien grenzenlos.

„Mein Retter!" rief er, mich in die Arme schließend. „Verlangen Sie von mir, was Sie wollen!"

Ich besann mich nicht lange.

„Schön, dann verlange ich, daß Sie meine lyrischen Gedichte verlegen." —

„Nur das nicht!" wimmerte er. Dann machte er Miene, wieder ins Wasser zu springen. Ich hatte Mühe ihn zurückzureißen. Er war ein edler Mensch und erklärte sich aus Dankbarkeit schließlich doch noch bereit, meinen Wunsch zu erfüllen. Doch es hat nicht sollen sein."

„Warum denn nicht, Erich?"

„Ja, warum", wiederholte Erich mit düsterer Stimme. „Der Mann litt seitdem an einer tiefen Melancholie, und am Tage vor Beginn der Drucklegung erschoß er sich."

Erster Gedanke.

Trinker (ein Kentaurenbild betrachtend): Es ist nur gut, daß wir nicht auch Kentauren sind; denk' dir den Radau auf der Treppe jeden Abend, wenn man nach Hause kommt!

„Entsetzlich! — Ich verstehe jetzt deine Mutlosigkeit, nur eins begreife ich nicht; warum machst du eigentlich unter diesen Umständen noch immer lyrische Gedichte?"

„Ja, lieber Freund, dafür kann ich nicht. Ich wollte etwas anderes ergreifen, ich bewarb mich um alle möglichen Stellungen, doch wenn ich die Bewerbungsschreiben fertig hatte, waren es immer wieder lyrische Gedichte geworden, die mir von den Redaktionen mit tödlicher Sicherheit zurückgeschickt wurden, wie ein Bumerang, von der Hand eines Knaben hoch in die Luft geschleudert, stets zu seinem Absender zurückkehrt."

„Dann würde ich eben den Redaktionen nichts mehr einsenden."

„Das tue ich auch neuerdings nicht mehr. Wenn ich ein Gedicht fertig habe, stecke ich es in ein Kuvert, das die Adresse irgend einer Redaktion trägt, und gehe damit zur Post, um die Freimarke zu lösen. Vor dem Schalter überlege ich mir aber die Sache noch einmal. Ich öffne dann regelmäßig das Kuvert, lese das Gedicht nochmals durch und bewundere es selbst, dann schreibe ich eigenhändig darunter „Abgelehnt" und lege den für das Porto bestimmten Geldbetrag nutzbringend in Bier und Zigarren an."

„Bravo, alter Junge! Komm jetzt mit, laß uns das Porto für deine nächsten lyrischen Einsendungen in Bier anlegen. Den Weg nach der Post sparst du auch so noch!"

Wenige Tage nach diesem Gespräch betrat Emil freudestrahlend das Zimmer seines Freundes.

„Du, ich habe einen Herrn ausfindig gemacht, der dir sofort deine Gedichte abkauft, wenn du dich eidesstattlich verpflichtest, nie zu verraten, daß du der Autor bist. Jener Herr will nämlich die Gedichte unter seinem Namen herausgeben."

„Was, ich soll auf den Nachruhm, auf den Lorbeer des Dichters verzichten?!", schrie Erich, ganz aufgeregt. „Nie!"

„Der Herr bietet aber 5000 Mark!"

„Dann ja."

„Bedingung ist, daß die Gedichte formvollendet, geistvoll, kurz —, geeignet sind, dem Käufer Ehre zu machen."

„Da kannst du ganz beruhigt sein. Sie sind nach dem übereinstimmenden Urteil sämtlicher Verleger, die sie bisher ablehnten, ausgezeichnet. Und, was das Stillschweigen betrifft, ich bin stumm wie ein maulfauler Fisch, das Grab ist sozusagen ein altes Weib gegen mich!" — —

Der merkwürdige Handel kam bald darauf zustande.

Erich Berger trat in rechtsverbindlicher Form die Kinder seiner Muse an einen Herrn Udilo von Sassen ab, der über den Empfang der lyrischen Göhren mit fünf Tausendmarkscheinen quittierte und sich von Erich an Eidesstatt versichern ließ, daß er nun und nimmer die geistige Vaterschaft für sich in Anspruch nehmen und über die ganze Angelegenheit vollkommenes Stillschweigen bewahren werde.

Erich wünschte dem so plötzlich durch Zession zum Dichter gewordenen Herrn von Herzen Glück zu seiner weiteren literarischen Laufbahn und ging in der denkbar besten Stimmung nach Hause.

Das angenehme Bewußtsein, 5000 Mark zu besitzen, ließ ihn sein Verzicht auf die Unsterblichkeit rasch vergessen.

„Also 5000 Mark kostet ein Dichterruhm!" resümierte er. „Die hätte ich auf andere Art leichter verdienen können. Es lohnt sich wahrhaftig nicht, Gedichte zu machen!"

Er beschloß, der Kunst ganz zu entsagen und einen praktischen Beruf zu ergreifen, der ihm mehr einbringen sollte.

Erich wurde Verlagsbuchhändler und brachte es durch rührigen Fleiß in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einem recht hübschen Vermögen.

Als er eines Tages mit lächelnder Miene Coupons abschnitt, führte sein Diener einen Herrn herein, der ihn dringend zu sprechen wünschte.

Das Aussehen des mit schäbiger Eleganz gekleideten Besuchers war wenig vertrauenerweckend.

„Udilo von Sassen", stellte sich der Ankömmling vor. „Sie werden sich meiner gewiß erinnern. Ich bin der Mäcen, der Ihnen vor fünf Jahre Ihre Gedichte abkaufte."

Erst jetzt erkannte Erich in dieser fragwürdigen Erscheinung den eleganten Lebemann von damals wieder.

„Und womit kann ich Ihnen dienen?"

„Sehen Sie, ich kaufte die Gedichte, um einer schöngeistigen Dame zu imponieren, die ich sehr verehrte, die aber nichts von mir wissen wollte, weil ich kein Liebling der Musen war. Jene Dame hatte nun einmal die Kaprice, nur einem Dichter oder Künstler, der, mit dem Ehrenmantel des frei schaffenden Geistes geschmückt, vor sie hintreten würde, ihre Hand zu reichen. Was war da zu machen? Ich kaufte Ihre Gedichte, diese wunderbaren Offenbarungen eines glänzenden poetischen Talentes, um das Herz meiner Spröden endlich zu gewinnen. Es war ein Betrug, ein ganz gemeiner Betrug, ich gebe es zu; doch die Liebe überwindet alles, auch die stärksten moralischen Bedenken, nur nicht die Schwierigkeit, selbst etwas Erträgliches zu dichten. Leider kam ich nicht dazu, die Gedichte drucken zu lassen. Durch eine gewagte Spekulation meines Bankiers verlor ich mein ganzes Vermögen. Seitdem ist es mit mir immer mehr bergab gegangen. Augenblicklich stehe ich vis-à-vis de rien. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, mein Herr: Wollen Sie die Gedichte nicht unter kulanten Bedingungen zurückerwerben? Sie sind ja jetzt Verlagsbuchhändler! Ich gebe Sie Ihnen billig."

Erschreckt, fast unwillig, prallte Erich zurück. Auch in seiner Haltung lag jetzt etwas von dem entsetzten Zurückweichen des Hundes, dem man Zigarrenrauch in die Nase bläst, und mit einer Miene, in der sich Mitleid und Hohn seltsam mischten, erwiderte er:

„Ich bedauere unendlich, Ihr freundliches Anerbieten ablehnen zu müssen. — Es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen mit einigen hundert Mark beizuspringen; die Gedichte aber nehme ich auf keinen Fall zurück. Ich bin froh, daß ich sie los bin!"

Der Besucher mochte einsehen, daß da nichts zu machen war. Er nahm die Hundertmarkscheine, die ihm Erich bot, und schlich geknickt die Treppe hinunter.

„Dichterlos!" murmelte er schmerzlich.

Unsere Bilder.

Das wundervolle Spessartgebirge, dessen Höhen ein wahres Baummeer bedeckt, hat etwas geheimnisvolles, märchenhaftes, so das uralte Gebäu von Mespelbrunn, das wie ein Zauberschloß mitten in einem großen Weiher, tief in einen Wiesenkessel eingebettet liegt. Ausgangspunkt zu diesem Idyll ist das an der Strecke Frankfurt—Aschaffenburg—Würzburg gelegene Städtchen Wertheim. An der Mündung der Tauber in den Main überaus malerisch gelegen, bietet die zu Füßen der imposanten Burgruine hingelagerte Stadt viel Sehenswertes. Mittelalterliche Umwallungen und Trutztürme kontrastieren scharf mit dem regen Hafenverkehr und seinen Riesenkränen. Zu beiden Seiten des Flusses erheben sich Berge in grünem Reben- und Baumschmuck, aus dem verwitterte Türme aus Rotsandstein herabwinken. Durch die engen Gassen der Altstadt gelangt man zum Marktplatz mit hübschen Giebelhäusern in kräftiger Holzarchitektur. Merkwürdige Brunnen, namentlich der Engelsbrunnen von 1574 mit originellen Inschriften und Figuren, erwecken unser Interesse. Die Stadtkirche enthält prunkvolle Grabmäler der Grafen Wertheim, Löwenstein, Stolberg u. a. Das Rathaus weist einen Eckturm von 1540 auf. Eine bis zu 15 Meter hohe Ringmauer läuft rings am breiten Wallgraben hin, überragt von hohen Türmen. Auf schmalen Kletterpfaden gelangt man zur oberen Burg, wo die Ruinen des Pallas und der Kapelle hochragen, zuletzt zu dem um 1100 durch Wolfram I. erbauten Bergfried. Dieser allein trotzte den Kaiserlichen, als sie 1634 die über 500 Jahre lang für unbezwinglich gehaltenen Bergveste erstürmten. Eine schöne weite Aussicht hat man dort oben: Die Stadt mit drei Flußtälern, die ganze Burg mit dem 16 Meter höher liegenden „oberen Bollwerk", einem um 1400 von Johann I erbauten Vorwerk, die bewaldeten Höhenzüge des Spessart und Odenwaldes. — Professor Max Liebermann, dessen Gemälde „Kleinkinderschule" unser letztes Bild in der heutigen Nummer wiedergibt, gehört heute unumstritten zu den führenden Vertretern deutscher Malerei, insbesondere ist er das Haupt der modernen Berliner Malerei. Geborener Berliner, empfing er die tiefsten Eindrücke und die bestimmende Richtung seiner Kunst in Paris, wo er längere Jahre studierte. Nach vielfachen Anfechtungen gelang es ihm seinem Schaffen auch i. Deutschland Anerkennung zu erringen und so ward er der Bahnbrecher des Realismus in der Malerei für Deutschland und der kühne Verfechter jener Malerei, die durch den französischen Grundsatz l'art pour l'art bezeichnet wird. Wenn sich auch heute noch, ja vielleicht gerade heute, sicherlich sehr berechtigte Gegenströmungen gegen diese Art der Kunst geltend machen, die vor allem in der nationalen Eigenart des deutschen Volkes und der Bedeutung der Kunst als Teil der Gesamtkultur eines Volkes ihren Ursprung nehmen, so steht doch Liebermann selbst als schaffender Künstler jetzt über allem Meinungsstreit, wie man denn auch seine Gemälde in allen größeren Galerien findet. Unsere heutige Abbildung läßt die Eigenart des Künstlers genügend erkennen. In dieser Kleinkinderschule ist nichts Gekünsteltes und Gestelltes, nichts von hineingetragener Sentimentalität, die sich an das Gefühl statt an das Auge des Beschauers wendet, sondern alles ist Wirklichkeit, wie sie der Maler sieht. Und dabei spricht doch auch aus diesem Bilde eine Stimmung zu uns, als vernähmen wir jenes Geräusch, das uns beim Betreten einer solchen Schule entgegenschallt, das Geplapper der spielenden Kinderschar und das eintönige Geklirr der Stricknadeln.

Für Briefmarkensammler.

Rumänische Postwertzeichen werden ohne Unterlaß verausgabt und der diesjährige Zuwachs an solchen ist ein ungeheurer, denn nochmals erfreut die kunstsinnige Fürstentochter von den Ufern des Rheins, die jetzige Königin von Rumänien, die philatelistische Welt mit einer neuen Markenserie. Diesmal sind es von ihr selbst entworfene Ausstellungsmarken, die teils Gebäude von jener großen Schau zeigen, welche anläßlich des Doppeljubiläums stattfand, teils wiederum das Herrscherparr im Bilde vorführen.

Auf dem 3 Leu-Werte sieht man die vielseitige Königin, die bekanntlich unter dem Namen Carmen Sylva schriftstellert, am Schreibtische. Die einzelnen Werte sind: 5 Bani grüngelb, 10 Bani rosa, 15 Bani violett, 25 Bani blau, 30 Bani rot, 40 Bani blaugrün, 50 Bani orange, 75 Bani braun, $1^1/_2$ Leu rotlila, $2^1/_2$ Leu gelb, 3 Leu braunrot. Diese 11 Werte sind auf 7 verschiedene Muster verteilt und besitzen die Zähnung $11^1/_2$. Sie zeigen

Größenverhältnisse, wie man sie bei Postwertzeichen bis jetzt kaum kannte und sind auf Kreidepapier in billigem Druck hergestellt, so daß eine vorsichtige Behandlung derselben ratsam erscheint. (Mitgeteilt vom Verlage von Schaubeks Illustriertem Briefmarken-Album, C. F. Lücke, G. m. b. H., Leipzig.)

Gedankensplitter.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß unter den Tieren nur zwei sind, die eigne Häuser haben; die Schildkröte und die Schnecke, und daß diese beiden aufs — Kriechen angewiesen sind.

Es rollt das Rad der Weltgeschichte
Durch das Jahrhundert schicksalsschwer,
Die Menschen mit gemütlichem Gesichte,
Geh'n nach wie vormals nebenher.

Einbanddecken für die Sonntagsbeilage **„Rhein und Düssel"** in eleganter Ausführung sind zum Preise von Mark 1.— (durch Boten zugestellt 10 Pfg. mehr) jederzeit in unserer Haupt-Expedition, Kasernenstraße 18, zu haben. **Post-Versand** unter Anrechnung von Porto und Verpackung nach auswärts gegen Nachnahme. Evtl. fehlende Nummern werden, soweit noch vorhanden, gegen mäßige Vergütung bereitwilligst nachgeliefert.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.